

Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Hg.)

Formen und Felder des Philosophierens

Konzepte, Methoden, Disziplinen



VERLAG KARL ALBER



Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Hg.)

Formen und Felder
des Philosophierens

VERLAG KARL ALBER



Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Hg.)

Formen und Felder des Philosophierens

Konzepte, Methoden,
Disziplinen

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Eds.)

Modes and Fields of Philosophizing Concepts, Methods, Disciplines

The question of what philosophy is and how it should be practiced cannot be answered conclusively. Rather, every generation has to re-establish for themselves, what is to be considered a philosophical problem and how one should philosophize. The common understanding of what philosophy is, is therefore part of the philosophical activity itself. This anthology provides an overview of the self-conception of philosophers of our time, which is representative of the diversity of contemporary philosophy. This diversity results, on the one hand, from the historical and systematic variety of topics that philosophy engages with – the *fields* of philosophizing. Furthermore, contemporary philosophy is, on the other hand, characterized by the differing ways it examines its subject matters, for example, analytically, phenomenologically, or pragmatically. These *modes* of philosophizing constitute its methodological diversity.

The Editors:

Eva Schürmann, Chair of Philosophical Anthropology and the Philosophy of Culture and Technology at the Otto-von-Guericke University of Magdeburg. She is Co-editor of the *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*.

Sebastian Spanknebel is a Research Assistant at the Chair of Philosophical Anthropology and the Philosophy of Culture and Technology at the Otto-von-Guericke University of Magdeburg. Furthermore, he is working as a clinical psychologist.

Héctor Wittwer, Chair of Practical Philosophy at the Otto-von-Guericke University of Magdeburg. His research focus is normative ethics and metaethics, the philosophy of death, and also the philosophy of law.

Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Hg.)

Formen und Felder des Philosophierens Konzepte, Methoden, Disziplinen

Die Frage, was Philosophie ist und wie sie betrieben werden sollte, kann nicht ein für alle Mal beantwortet werden. Vielmehr muss jede Generation aufs Neue für sich klären, was unter einem philosophischen Problem zu verstehen ist und wie man philosophieren sollte. Die Verständigung darüber, was Philosophie ist, bildet somit einen Teil der philosophischen Tätigkeit selbst. Der Sammelband bietet eine Bestandsaufnahme des Selbstverständnisses von Philosophinnen und Philosophen unserer Zeit, die repräsentativ für die Vielfalt der Gegenwartphilosophie ist. Diese Vielfalt ergibt sich einerseits aus der historischen und systematischen Breite der Themen, mit denen sich die Philosophie beschäftigt – den Feldern des Philosophierens. Darüber hinaus ist die Philosophie der Gegenwart andererseits auch dadurch charakterisiert, dass sie ihre Gegenstände auf verschiedene Weise, z. B. analytisch, phänomenologisch oder pragmatisch, untersucht. Diese Formen des Philosophierens konstituieren seine methodische Vielfalt.

Die Herausgeber:

Eva Schürmann ist Inhaberin des Lehrstuhls für philosophische Anthropologie, Kultur- und Technikphilosophie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Seit 2015 ist sie Mitherausgeberin der *Allgemeinen Zeitschrift für Philosophie*.

Sebastian Spanknebel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für philosophische Anthropologie, Kultur- und Technikphilosophie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Zudem ist er als klinischer Psychologe praktisch tätig.

Héctor Wittwer ist Inhaber des Lehrstuhls für Praktische Philosophie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Normativen Ethik und der Metaethik, der Philosophie des Todes sowie in der Rechtsphilosophie.

2., durchgesehene Auflage 2017

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Umschlagmotiv: Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia
Bibliothek, Weimar

© Klassik Stiftung Weimar, Olaf Mokansky
Satz und PDF-E-Book: SatzWeise GmbH, Trier
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN (Buch) 978-3-495-48901-7
ISBN (PDF-E-Book) 978-3-495-81381-2

Inhalt

Einleitung	9
----------------------	---

I. Formen

<i>Rolf Elberfeld</i> Hermeneutik und Phänomenologie	19
---	----

<i>Ludger Jansen</i> Sprachanalytisches Philosophieren	41
---	----

<i>Michael Hampe</i> Philosophie als Therapie. Das Beispiel von Deweys kritischem Pragmatismus	60
--	----

<i>Rainer Totzke</i> Alternative Formen des Philosophierens	78
--	----

II. Felder

<i>Marc Nicolas Sommer</i> Metaphysik	101
--	-----

<i>Markus Gabriel</i> Ontologie	122
--	-----

<i>Olaf Müller</i> Erkenntnistheorie mit sprachphilosophischen Mitteln. Wie können wir ausschließen, dass alles nur geträumt ist?	142
---	-----

Inhalt

<i>Jan Cornelius Schmidt</i> Naturphilosophie	160
<i>Sebastian Spanknebel</i> Philosophische Anthropologie	183
<i>Kristina Musholt</i> Neurophilosophie	203
<i>Eva Schürmann</i> Ästhetik – Aisthetik – Kunstphilosophie	224
<i>Christiane Voss</i> Medienphilosophie. Vom Denken in Zwischenräumen	252
<i>Héctor Wittwer</i> Ethik	273
<i>Matthias Kaufmann</i> Was ist Politische Philosophie?	290
Über die Autorinnen und Autoren	309

Einleitung

»Welche Philosophie man wähle, hängt sonach davon ab, was für ein Mensch man ist.«¹

Es gehört zur Eigenart der Philosophie, dass sie sich selbst eine stets aufs Neue zu beantwortende Frage ist. Ihre Geschichte ist eine lange Reihe kontroverser Selbstbestimmungen.² Als der spätantike Aristoteles-Kommentator Ammonius sechs verschiedene Definitionen der Philosophie vorschlug, wollte er damit bereits zwischen dem platonischen und dem aristotelischen Verständnis vermitteln. Seine Bestimmung von Gegenstand und Ziel philosophischen Fragens als Erkenntnis alles Seienden, des Menschlichen, des Göttlichen und als »Bedachtsein auf den Tod«³ zieht eine Summe damaliger Philosophie-Konzepte.

Am Beginn des 21. Jahrhunderts blickt das Fach nicht nur auf eine umfangreiche Tradition der Selbstkritik zurück, sondern auch auf eine erhebliche Ausdifferenzierung seiner Methoden und Probleme.⁴ Sogar hinsichtlich seines Textkanons bestehen tief greifende Meinungsverschiedenheiten. Zwar sind philosophische Themen wie etwa das Problem der Willensfreiheit oder die Frage nach der Begründung moralischer Normen weithin anerkannte Grundprobleme. Aber da die Methoden der Untersuchung dieser und weiterer typisch philosophischer Probleme sich mit neuen naturwissenschaftlich-technischen Möglichkeiten und Erkenntnissen sowie mit dem rasanten Wandel gesellschaftlicher Praxis verändern, unterliegen sie ständigen

¹ Johann Gottlieb Fichte, *Versuch einer neuen Darstellung der Wissenschaftslehre*, Hamburg 1984, S. 17.

² Stellvertretend für viele sei auf den Sammelband von Rolf Elberfeld (Hg.), *Was ist Philosophie?*, Stuttgart 2006, verwiesen.

³ Ammonios, »Die Definitionen der Philosophie«, in: ebd., S. 80–91, S. 83.

⁴ Vgl. hierzu bspw. den sehr pluralistisch angelegten Reader von Joachim Schulte (Hg.), *Was ist ein philosophisches Problem?*, Frankfurt/M. 2001.

Revisionen, die in jeder Epoche, ja von jeder Generation neu vollzogen werden.⁵ Darüber hinaus mehren sich neuerdings Stimmen, die ein Unbehagen am polemogenen, rechthaberischen und ausgrenzenden Kommunikationsstil der akademischen Philosophie formulieren. Klassisch hingegen ist bereits jene Kritik, die ihre gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit bemängelt.

Einig ist man sich über alle Lager und Schulen hinweg wohl lediglich darüber, dass es auf sorgfältigen Sprachgebrauch ankomme und dass die Philosophie nach wie vor *λόγον διδόναι* sei, das heißt eine Rede, die Rechenschaft gibt über Begriffe und Argumente. Darunter versteht man sowohl in der hermeneutischen als auch in der sprachanalytischen Denktradition die Kritik an gedankenlosem und klischeehaftem Sprachgebrauch. Doch bereits über das, was unter der Analyse der jedem Vokabular inhärenten Grundverständnisse zu verstehen sei, herrscht wiederum Dissens: Ob darunter nämlich die Auslegung weltbildbedingter Interpretationsschemata, die auch den metaphorischen Charakter der Sprache umfasst, zu verstehen sei oder ein am Maßstab zweiwertiger Logik verfahrenendes definitorisches Ausschließen von Widersprüchen, macht einen Unterschied ums Ganze. Mit einer Präsuppositionsanalyse zur Klärung der Sinnkriterien sinnvoller Aussagen ist eine andere Form von Sprachanalyse verbunden als mit der Erforschung denkstil-bedingter Hintergrundüberzeugungen. Eines ist die Klärung von Wahrheitsbedingungen, ein anderes die Suche nach Konzepten, die ein neues Verständnis des Begriffenen ermöglichen sollen.

Der im Wandel befindlichen Konstellation von Denken und Gegenstand entsprach und entspricht es, dass die Philosophie deshalb wahlweise als Wissenschaft, als Kunst (des Denkens) oder als literarische Gattung konzipiert wird, ohne jemals auf eine dieser Möglichkeiten reduziert werden zu können. Im Ringen um Konzepte, die nicht nur empirisch kontingenterweise Geltung beanspruchen können, besteht die Philosophie insofern in der Arbeit an hartnäckigen Illusionen und befindet sich in einem ständigen Transformationsprozess.

⁵ Dies spiegelt sich auch in den unterschiedlichen Versionen vergleichbarer Publikationen wieder: Vgl. das Schwerpunktheft der *Allgemeine[n] Zeitschrift für Philosophie* zum Thema ›Das Projekt der Philosophie‹ 35.3 (2010) sowie den Reader von Annemarie Pieper (Hg.), *Philosophische Disziplinen*, Stuttgart 1998 und die Wiederauflage von Horst Brandt (Hg.), *Disziplinen der Philosophie: Ein Kompendium*, Hamburg 2014.

Mit dem Befund, dass Philosophie ein heterogenes Projekt ist, dessen verschiedene Theoriestile, Fragestellungen und Klärungsinteressen nicht auf ein einheitliches Paradigma verpflichtet werden können, wollen sich die in diesem Band vertretenen Philosophinnen und Philosophen indes nicht achselzuckend zufriedengeben. Zwar gehört die menschliche Standpunktabhängigkeit im Sinne Fichtes zu den Strukturbedingungen geistiger Weltauffassung, doch muss sich über die Frage nach dem Menschen, seiner Existenz, der Materie, dem Wissen-Können und dem Handeln-Sollen auch intersubjektiv Aufschluss erzielen lassen.

Die kontroversen Konzepte dessen, was Philosophie ist oder sein soll, sowie die klassischen und neueren Teilgebiete des Fachs mit seinen unterschiedlichen methodischen Formen, die im Folgenden vorgestellt werden, gehen mit dem Anliegen einer zeitgenössischen Positionsbestimmung einher. Der vorliegende Band soll einen Überblick der wichtigsten Formen und Felder der Gegenwartsphilosophie geben. Von anderen, ähnlichen Publikationen unterscheidet er sich erstens dadurch, dass hier nicht nur die Teilgebiete der Philosophie – ihre Felder –, sondern auch die verschiedenen Methoden oder Weisen des Philosophierens – ihre Formen – vorgestellt werden, zumindest die wichtigsten von ihnen.

Die Mehrzahl der Beiträge ist aus einer Ringvorlesung hervorgegangen, die im Wintersemester 2015/16 an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg stattfand. Die übrigen Beiträge wurden auf Bitte der Herausgeber eigens für diesen Band verfasst. Angesichts des beschränkten Umfangs einer Ringvorlesung konnte selbst unter Berücksichtigung der zusätzlich aufgenommenen Texte Vollständigkeit von vornherein nicht angestrebt werden. Der Anspruch, die Philosophie der Gegenwart mit allen ihren Bereichen und Methoden vorzustellen, hätte den Rahmen des Projektes gesprengt. So ist der hier gegebene Überblick zwar nicht vollständig, doch hoffen wir, dass er *repräsentativ* ist und Studierenden und Interessierten die wichtigsten Grundzüge der gegenwärtigen Gestalt des Fachs näherzubringen vermag.

Um das Profil dieser Sammlung zu schärfen, haben die Herausgeber alle Autorinnen und Autoren gebeten, die von ihnen vorgestellte philosophische Disziplin oder Methode so zu präsentieren, dass dabei einem doppelten Anspruch genügt wird: Einerseits wird das Thema überblickshaft vorgestellt, sodass die Leserinnen und Leser sich einen Eindruck von seiner historischen und systematischen

Verfassung verschaffen können. Andererseits – und darin besteht die zweite Eigenheit dieses Buches im Vergleich zu ähnlichen Sammelbänden – beantworten alle Beiträge eine persönliche *Gretchenfrage* der Philosophie: Wie sollte man heute philosophieren? Als Antwort auf diese Frage wird jeweils ein Plädoyer für ein bestimmtes Philosophieverständnis formuliert, indem innerhalb des Fragekontextes eine Position bezogen wird, die freilich auf der Auseinandersetzung mit früheren Antworten beruht.

Rolf Elberfeld erörtert die **hermeneutisch-phänomenologische Methode**, wobei er der Hermeneutik primär die Beschäftigung mit dem Gesprochenen und Geschriebenen, der Phänomenologie hingegen die Untersuchung von Bewusstseinsvollzügen und Formen des leiblich-situierten Erfahrens zuordnet. Die Hermeneutik stellt Elberfeld mittels einer dichten Beschreibung des kindlichen Spracherwerbs vor, um in einem zweiten Durchgang die Leiblichkeit dieser Entwicklung zu betonen sowie darüber hinaus das Programm der Phänomenologie als einer Form des erfahrungszentrierten Philosophierens zu plausibilisieren. Zuletzt wird für eine transformative Phänomenologie plädiert, die von Einsichten des ostasiatischen Denkens bereichert ist.

Ludger Jansen stellt die **sprachanalytische Methode** vor, indem er zeigt, dass Sprache im sprachanalytischen Philosophieren sowohl als Gegenstand als auch als Mittel der Analyse, also zugleich als *analysebedürftig* wie auch als *analysefähig* betrachtet wird. Jansen unterscheidet die Ebene einzelner Ausdrücke von derjenigen der Aussagen und der Argumente. Seine These ist, dass die sprachphilosophische Methode bereits seit der Antike fester Bestandteil des Methodenrepertoires des Fachs und für ein wahrheitsorientiertes Philosophieverständnis unabdingbar sei.

Im Anschluss an den Pragmatismus Deweys wendet *Michael Hampe* sich einer **therapeutischen Auffassung des Philosophierens** zu. Ausgehend von einem antiken Philosophieverständnis, welches die Relevanz von Erkenntnis und Wissen für das individuelle und kollektive Leben ins Zentrum stellt, und Kierkegaards Betonung des ärztlichen Charakters philosophischer Reflexion unterscheidet Hampe eine existentielle Deutung der Praxis von einer erkenntnistheoretischen. Unter Rückgriff auf ein von gängigen Vorurteilen befreites Verständnis des Pragmatismus wird für eine melioristische Philosophie argumentiert, welche der Befreiung, Erweiterung und Intensivierung der menschlichen Erfahrung verpflichtet ist. Auf diese Weise qualifiziert Hampe die praktische Bedeutung eines um das

Leben besorgten Wissens als ein die Teilbereiche der Philosophie übergreifendes Projekt.

Den nicht-akademischen, **alternativen Formen des Philosophierens**, wie sie in philosophischen Cafés, Debattierclubs oder theatralem Vermittlungsformen stattfinden, widmet sich der Beitrag von *Rainer Totzke*. Gegen eine kontaktscheue und schriftzentrierte Monotonie philosophischer Darstellungspraxen argumentierend, werden unter Rückgriff auf den Performativitätsbegriff grenzüberschreitende und alternative mediale Formen philosophischer Forschung und Vermittlung erkundet, wobei ein lebensweltliches Interesse an philosophischen Fragen leitend ist. Unter dem Stichwort ›Performative Philosophie‹ reflektiert der Aufsatz Erfahrungen mit experimentellen und künstlerischen Darstellungsformaten von Philosophie in der Öffentlichkeit.

Auf die Vorstellung der wichtigsten Formen des Philosophierens folgt die exemplarische Präsentation ihrer Felder. Am Anfang steht dabei die Metaphysik.

Marc Nicolas Sommer nimmt in seinem Beitrag zur **Metaphysik** die von Parmenides eingeleitete Überwindung des Mythos durch logischen Zwang zum Ausgangspunkt, um diese Disziplin in ihrer geschichtlichen Entwicklung über Platon, Aristoteles, Kant, Hegel bis zu Adorno und der analytischen Metaphysik bei Quine und Strawson zu skizzieren. Es zeigt sich hierbei, dass vor allem ein produktives Spannungsverhältnis zur Logik wie auch die ständige Auseinandersetzung mit der Metaphysikkritik zu einer stetigen Verfeinerung des logischen Vokabulars geführt hat und dass sich in der gegenwärtigen Metaphysik ein systematisch breit angelegter Denkhorizont im Lichte der Tradition zeigt.

Als Klärung des Existenzbegriffs beschreibt *Markus Gabriel* den Gegenstandsbereich der **Ontologie**. Ausgehend von einem historischen Überblick von Aristoteles über Kant bis Quine votiert Gabriel für sein Konzept einer neo-realistischen Ontologie. Er argumentiert diesbezüglich für die Kompatibilität eines metaphysischen Realismus, welcher betont, dass in der Wirklichkeit vieles auch unabhängig von unserem Zugriff existiert, mit einem bereits von Aristoteles vertretenen ontologischen Pluralismus. Als pluralistisch kann dieser Ansatz deshalb gelten, weil betont wird, dass etwas in verschiedenen Sinnfeldern perspektiviert erscheinen kann, welche wiederum festlegen, ob eine diesen Gegenstand betreffende Existenzaussage als wahr oder falsch anzusehen ist.

Olaf Müller legt in seinem Beitrag zunächst seine Auffassung von Philosophie dar. Diese nehme eine mittlere Stellung zwischen Wissenschaft und Kunst ein und teile sowohl mit jener als auch mit dieser jeweils ein wesentliches Merkmal: Mit der Wissenschaft habe sie gemein, dass sie nach Wahrheit suche; aber die Kriterien für die Bewertung ihrer Ergebnisse ähnelten denen der Kunst. Im Anschluss an diese metaphilosophische Stellungnahme führt Müller in die **Erkenntnistheorie** ein, indem er sich mit dem Skeptizismus auseinandersetzt. Dabei vertritt er die These, dass sich die skeptische Behauptung, dass wir immer träumen könnten, allein mittels sprachphilosophischer Überlegungen widerlegen lässt.

Jan Schmidt entfaltet eine **Naturphilosophie** instabiler Gesetze. Nach einem kurzen Abriss der schillernden und wechselhaften Geschichte der Naturphilosophie führt er in das breite Feld ihrer systematischen Fragen ein, welches sich von der Wissenschaftstheorie bzw. der Ontologie der Natur über die Phänomenologie und Ästhetik von Naturerfahrungen bis zur Umweltethik erstreckt. An diese Pluralität anknüpfend, argumentiert Schmidt für eine interdisziplinär-integrative Naturphilosophie, deren Einheit durch den Schlüsselbegriff der Instabilität gewährleistet werde.

Ausgehend von (vor-)wissenschaftlichen Formen des Fragens danach, was der Mensch sei, stellt *Sebastian Spanknebel* die **Philosophische Anthropologie** zunächst in den kanonisch gewordenen Versionen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor. Im Anschluss daran erörtert er die wichtigsten Argumente der Anthropologiekritik, u. a. das Problem des wissenschaftlichen Anthropozentrismus, die anthropologische Differenz bzw. die Sonderstellung des Menschen sowie den Vorwurf des Essenzialismus. Anthropozentrismus-kritisch belehrt kann diese Disziplin ihm zufolge einerseits nicht mehr als vermittlungsvergessene Wesensschau betrieben werden. Andererseits wird für die Notwendigkeit anthropologischen Fragens plädiert, dessen Berechtigung sich aus der grundsätzlichen Fraglichkeit der menschlichen Existenz und dem sich daraus ergebenden Bedürfnis nach Beantwortung dieser Fragen speist.

Kristina Musholt stellt die **Neurophilosophie** vor dem Hintergrund der Frage vor, was diese von den Neurowissenschaften lernen kann und umgekehrt. Die Autorin plädiert dafür, dass die Neurophilosophie interdisziplinär arbeiten und offen für Einsichten aus der empirischen Erforschung des Gehirns sein sollte. Allerdings dürfe man dies auch von den Neurowissenschaften erwarten, weil sowohl

die Fragen, mit denen sich diese befassen, als auch ihre Voraussetzungen zumindest teilweise auf begrifflichen Annahmen und Entscheidungen beruhen, die sich nicht mehr empirisch rechtfertigen lassen und daher der philosophischen Prüfung bedürfen. Die kritisch betriebene Neurophilosophie, für die Musholt hier plädiert, verfallt einerseits nicht einem reduktionistischen Wissenschaftsglauben, andererseits isoliere sie sich aber auch nicht von der empirischen Forschung.

Eva Schürmann gibt einen Überblick über die grundbegrifflichen Leitdifferenzen der **Ästhetik** und weist deren systematische Überschneidungen mit fast allen anderen philosophischen Teildisziplinen nach. Als Untersuchung von Fragen der Form, der Repräsentation, des Zeigens, Verkörperns und Wahrnehmens sei die Ästhetik genauso reflexiv wie die Philosophie im Allgemeinen. Beide betreiben dieser Konzeption nach die methodische Befragung von Wahrnehmungskonventionen und suchen nach alternativen Auffassungsmöglichkeiten. Ästhetik sei der disziplinäre Ort der Kritik form- und vermittlungsvergessenen Denkens. Ihre eigene Position charakterisiert Schürmann als ästhetisches Philosophieren mit exemplarischen Kunstwerkanalysen.

Christiane Voss stellt die **Medienphilosophie** als zeitgemäße Variante dessen dar, was zuvor vor allem der Sprachphilosophie zugesprochen wurde, nämlich als Untersuchung der Konstitutionsleistungen verschiedener Vermittlungsformate. Diese umfassen technische wie auch kulturelle Medien ebenso wie Praktiken und materielle Transport- und Verkörperungsweisen, deren Einflüsse auf Lebens- und Denkformen Voss aufzeigt. Dabei liegt ihre Akzentuierung auf den wechselseitigen Rückkopplungseffekten der beteiligten Akteure, Materialien und Diskurse, die eine separierte Bereichsontologie produktiv unterwandern. Voss' eigene Konzeption zielt auf die realitätsbildende Verschränkung von Menschen und Medien.

Héctor Wittwer unternimmt den Versuch, die **Ethik** der Gegenwart durch eine Reihe typischer Merkmale zu charakterisieren. Wittwer zufolge fragt die zeitgenössische Ethik nicht mehr nach dem gelingenden Leben, sondern nur noch nach verbindlichen Regeln des Zusammenlebens. Sie weise eine Tendenz zum Formalismus auf und sei durch Arbeitsteilung und Spezialisierung geprägt. Darüber hinaus unterliege sie den Ansprüchen, metaethisch reflektiert und methodisch säkularisiert zu sein. Tatsächlich hätten aber religiöse Überzeugungen nach wie vor immensen Einfluss auf ethische Debatten.

Einleitung

Schließlich sei es typisch für die Moralphilosophie der Gegenwart, dass sie in Gestalt der Angewandten Ethik Kampf ums Recht sei.

Matthias Kaufmann skizziert ein Panorama des Feldes der **Politischen Philosophie**, indem er einleitend und in Abgrenzung zu anderen Disziplinen ihre Aufgabe als das Fragen nach dem organisierten menschlichen Zusammenleben herausstellt. Verdeutlicht wird diese Auffassung durch die Vorstellung klassischer Themen (u. a. Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit, Eigentum) und zeitgenössischer Probleme (u. a. Minderheiten, Toleranz, Integration). Letztlich bestimmt Kaufmann das Ziel guter Politischer Philosophie als den historisch, methodisch und interdisziplinär informierten Versuch, sich klärend am Gespräch der Menschheit zu beteiligen.

Mit dem vorliegenden Band beabsichtigen wir einen instruktiven Beitrag zur Positionsbestimmung der Gegenwartsphilosophie. Wir danken Anne-Sophie Gaillard und Caterina Brand für ihre redaktionelle Mitarbeit wie auch dem Verlag Karl Alber für die umsichtige Betreuung dieses Bandes. Außerdem danken wir der Otto-von-Guericke-Universität für die aus Berufungsmitteln finanzierte Ermöglichung der Ringvorlesung, aus der dieses Buch hervorgegangen ist.

Magdeburg, im April 2017

Die Herausgeber

I. Formen

Hermeneutik und Phänomenologie

I. Hermeneutik

1. *Sprechen lernen*

Menschen sind in den meisten Fällen seit Anfang ihres Lebens von Sprachlauten umgeben. Inzwischen weiß die Wissenschaft, dass diese Laute nicht erst mit der Geburt wirksam werden, sondern bereits im Mutterleib auf das Kind eine Wirkung ausüben zu dem Zeitpunkt, an dem die Ohren das Hören ermöglichen. Alle Eltern und Menschen, die das In-die-Sprache-Kommen eines Kindes begleitet haben, kennen den langen Prozess der ersten Jahre, bei dem das Kind zunächst auf all das Gesagte und Gesprochene kaum reagiert, sich nach und nach an bestimmte Stimmen und Laute gewöhnt, dann zunehmend Resonanzen entwickelt, bis irgendwann das erste Wort aus seinem Munde kommt. Zunächst gibt das Kind Laute bei der Nahrungsaufnahme von sich, dann einzelne Vokale oder ein verspieltes Lallen, dann Quasiwörter wie ›Mama‹ oder ›Papa‹, die noch dem Lallen ähnlicher sind als dem gesprochenen Wort, dann Wörter, die in hohem Maße situationsgebunden sind. In diesem Prozess hebt sich das Sprechen mehr und mehr ab von der unmittelbar sinnlichen Situiertheit und gewinnt zunehmend einen eigenen Status. Noch die magische Grenze der ersten 50 Wörter ist in hohem Maße sinnlich situiert und kontextgebunden. Mit der Sprachexplosion um das zweite Lebensjahr erzeugen Menschen sich einen Sprachraum, der zunehmend auch mit der Phantasie eine Verbindung eingeht, wie kindliche Sprachschöpfungen oder die ersten verspielten Lieder zeigen. Wenn dies geschieht, sind die Eltern gefordert, ihr Kind zu verstehen und manchmal entwickelt sich dabei eine Sprache, zu der nur Kind und Eltern Zugang haben. Die bald einsetzenden Äußerungen von Wünschen in Zwei- oder Dreiwortsätzen zeigen einen zeitlichen Bezug auf Kommendes, das gewöhnlich zwar immer noch an die unmittelbare

sinnliche Situation gebunden ist, aber zudem einen zeitlichen Horizont erzeugt, der Zukünftiges in Form der Erwartung in das Sprechen aufnimmt. Ebenso beginnt Erinnerung sich langsam sprachlich Ausdruck zu verschaffen, obwohl die volle zeitliche Orientierung erst sehr spät erreicht wird.

Im Raum der deutschen Sprache – ich betone dies, da je nach Sprache signifikante Unterschiede festzustellen sind – tritt im Verlauf des 3. und 4. Lebensjahrs dann ein Wort auf, das das Leben und den Selbstbezug stark verändert.¹ Wenn das Kind beginnt, zu sich selbst ›ich‹ zu sagen, so hat es damit sprachlich einen Pol erzeugt und sich selbst zugeschrieben, von dem aus sich nun das Sprechen und der Sprachgebrauch weiter gestalten. Sich selbst mit dem Wort ›ich‹ zu verbinden, markiert den Anfang des ›Denkens‹, wie Kant sagt. Das Wort ›ich‹ – aber auch die Wörter ›I‹, ›je‹, ›ego‹ usw. – haben die Eigenschaft, nur die erste Person in höchst neutraler Weise auszudrücken. Es wird kein Geschlecht – wie z. B. in der dritten Person bei ›er‹ und ›sie‹ ganz üblich – oder eine soziale Beziehung ausgedrückt. Mit der Bezeichnung ›ich‹ entsteht in vielen Sprachen ein neutraler Bezugspunkt, der zum Zentrum meiner sprachlichen Welt bei Denken, Wünschen, Erinnern usw. wird. Mit dem ›Ich‹ taucht aber zugleich auch das ›Du‹ auf, so dass für das Kind das Sprechen mehr und mehr zum *Gespräch* werden kann. Die ersten Gespräche, die man mit Kindern führt, zeigen, dass sie die Sprache häufig mit viel Phantasie gebrauchen und oft neue, überraschende Wendungen finden. Je mehr diese Gespräche sich entfalten, umso reicher baut sich im Kind eine sprachliche Welt auf, wobei zunehmend auch Missverständnisse und Verstehensprobleme auftauchen können, durch die das Kind dann eigens bemerkt, dass es nicht alles versteht, was um es herum gesprochen wird. Dieses *Nichtverstehen* wird gewöhnlich einfach ausgeblendet und das Kind geht von dem aus, was es eben versteht.

2. Lesen lernen

In diese Situation hinein beginnt das Kind gewöhnlich, eine neue Dimension des Sprachgebrauchs zu erlernen. Im Rahmen einer Alphabetschrift – von Schrift zu Schrift variiert der Schriffterwerb sehr

¹ Vgl. hierzu: Rolf Elberfeld, *Sprache und Sprachen. Eine philosophische Grundorientierung*, Freiburg 2012.

stark – lernt das Kind eine gewisse Anzahl von Buchstaben kennen, die es mit Lauten der eigenen Sprache verbindet. Hat es dann erlernt, diese Laute flüssig in bestimmten Zeichenkombinationen zu lesen, eröffnet sich wieder eine neue Welt, die Welt der Texte. So kann es geschehen, dass das Kind mit sieben oder acht Jahren in Geschichten eintaucht und ein Buch nach dem anderen verschlingt. In und mit diesen Texten bilden sich im Rahmen der Sprache die verschiedensten Vorstellungen, Phantasien, Wünsche, Vorlieben usw. aus. Der Akt des Lesens ist zwar selbst in hohem Maße ein sinnlicher Akt, aber im Rahmen dieses sinnlichen Akts wird durch Sprache eine eigene Welt erzeugt, die sich zunehmend unabhängig von der konkreten Situiertheit des Lesens entfaltet. Versunken in ein Buch, bemerkt das Kind nicht, dass gerade ein Gewitter vorbeizieht. Je mehr es zu sprachlicher Konzentration fähig ist, umso mehr bildet sich die Sprache im Lesen zu einer eigenen Welt aus, in die man auch fliehen kann, wenn es einem nicht gut geht. Durch das Lesen erweitert und festigt sich der Sprachgebrauch des Kindes durch eine zunehmende Anzahl von Menschen – die Autorinnen und Autoren –, wobei auch hier ein gutes Maß von Verstehen und Nichtverstehen in Bezug auf die Texte gefunden werden muss, um den Fluss des Verstehens nicht allzu sehr zu unterbrechen. Zu leichte Texte werden langweilig, zu unverständliche führen zu Frustrationen. Findet das Kind angemessene Texte, so wird Verstehen oder Nichtverstehen nicht eigens zum Problem.

3. *Gesprochenes und Geschriebenes interpretierend verstehen lernen*

Erst wenn das Gelesene besprochen wird, kann auffallen, dass *ich* im Vergleich zu *dir* etwas in dem Text *anders* verstanden habe. Mit dieser Differenz wird erstmalig der *Akt des Verstehens* selbst zum Problem. Die Lösung dieses Problems wird in vielen Fällen erreicht, indem die Verschiedenheit des Verstehens im Rahmen der Sprache besprochen wird. Bei weniger komplexen Geschichten lässt sich das Problem zumeist leicht lösen. Je schwieriger und voraussetzungsreicher die Texte aber werden, umso mehr Verstehensaufwand muss getrieben werden. Dabei ist das Medium, in dem das Problem der Verstehensdifferenz erzeugt wird, selbst auch das Medium, in dem man diese Differenz versucht zu überwinden. Mit Sprache versucht man sprachliche Äußerungen zu verstehen und zwar ausgehend von

dem, was man selber meint, bisher verstanden zu haben. Mit dem Schritt zu gesteigerter Komplexität und beim Auftreten einer Reflexion auf den Akt und den Vollzug des sprachlichen Verstehens selbst gelangen wir zum Kernproblem der Hermeneutik. Die Probleme zeigen sich schon in den frühesten Äußerungen von Sprache, aber werden erst bewusst, wenn Gesprochenes oder Geschriebenes im Rahmen der eigenen Möglichkeiten zusammen mit anderen Menschen interpretiert und besprochen wird. Dabei haben Menschen zu lernen – und hier liegt ein Kern der Hermeneutik –, dass das Verstehen der anderen Menschen häufig ein anderes ist und sich dies nicht leicht oder vielleicht gar nicht ändern lässt. Mein Verstehen ist gewöhnlich im Gespräch mit anderen eingebettet in eine Verstehenspluralität, die sich wohl nie ganz ausschalten lässt. Wilhelm von Humboldt sagt dazu sehr deutlich: »Alles Verstehen ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen.«² Dieses Nicht-Verstehen findet in den meisten Fällen in einer gemeinsam gesprochenen Sprache statt und muss in keiner Weise zu bloßer Verstehenswillkür führen. Es kann vielmehr Anlass geben, zu größeren Anstrengungen in den immer neuen Versuchen zu verstehen.

Die gerade von mir favorisierte Interpretation der hermeneutischen Grundsituation ist nicht unumstritten. Es ist klar, dass Möglichkeiten und Ziele des Verstehens verschieden ausgelegt werden können. Hier sehe ich zwei Grundüberzeugungen, die häufig zu finden sind und Ausgangspunkt zur Interpretation der Situation des Verstehens bilden:

Erstens gibt es die Überzeugung, daran festzuhalten, dass ein vollständiges Verstehen und Übereinstimmen mit dem zu Verstehenden möglich sei. Nach dieser Überzeugung kommt es nur darauf an, z. B. die richtigen formalen und logischen Mittel zu wählen, um so die Ungenauigkeiten und Mehrdeutigkeiten des Sprachgebrauchs zu vermeiden. Man ist überzeugt davon, anhand dieser Mittel weitgehend Eineindeutigkeit im Verstehen herstellen zu können. Aus einem solchen Impuls und einer solchen Überzeugung ist z. B. die Philosophie Gottlob Freges entstanden, die heute in vielen Bereichen der analytischen Philosophie noch sehr lebendig ist. Diese Überzeugung findet sich aber auch im Bereich der hermeneutischen Philosophie, die zwar

² Wilhelm von Humboldt, »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus«, in: ders., *Werke in fünf Bänden*, Bd. 3, *Schriften zur Sprachphilosophie*, Darmstadt 1996, S. 228.

nicht auf logische oder formale Mittel setzt, sondern die zeitliche und reflexive Distanz nutzt, die in Bezug auf das zu Verstehende herrscht. So kann gesagt werden, dass Interpretierende aufgrund eines historischen Abstandes und einer reflexiven Distanz einen Text besser verstehen können als die Person, die ihn geschrieben hat. Auch ein Terminus wie *Horizontverschmelzung* von Georg Gadamer weist in die Richtung, dass weitgehendes Verstehen möglich sei. Bei beiden Ansätzen ist erkennbar, dass die Weisen, wie die Überzeugung, eindeutiges Verstehen bzw. weitgehende Verstehensannäherung sei möglich, auf verschiedenen Wegen gesucht und realisiert werden können. Jeder Weg produziert dabei seinen normativen Anspruch, ›richtig‹ zu verstehen, was dazu führen kann, dass vor allem man selbst die tiefe Überzeugung gewinnt, alles richtig verstehen zu können. In dieser Situation wird niemand anderem mehr zugestanden, richtig zu verstehen, so dass ein Absolutheitsanspruch entsteht, der jede Form von Selbstrelativierung verliert und dabei nur noch für die Argumente und Verstehensmöglichkeiten zugänglich ist, die ausschließlich den eigenen Mitteln und Verfahren des Verstehens entsprechen. In abgemilderter Form entsteht so eine Verstehensgemeinschaft, die der festen Überzeugung ist, dass nur sie die Dinge richtig verstehe. In dieser Situation tritt dann so etwas wie Verstehensmacht auf, mit der Philosophierende in den ›Kampf‹ für das ›richtige Verstehen‹ gehen können.

Die entgegengesetzte Überzeugung geht von einer prinzipiellen Verstehenspluralität aus, die durch keine Mittel und Wege zu überspringen ist. Diese Position ist häufig verbunden mit der Dimension der Geschichtlichkeit des Wirklichen, so dass das, was ich verstehe, in unhintergebar Weise selbst geschichtlich bedingt ist und niemals ein Verstehen stattfinden kann, das die eigene Zeitbedingtheit radikal zu verlassen in der Lage ist. Beispielsweise Herder, W. v. Humboldt, Nietzsche, Heidegger und Derrida sind sehr weit in diese Richtung vorgedrungen. Ausgehend von der prinzipiellen Verstehenspluralität wird das Verstehen unaufhebbar zurückgebunden an die Endlichkeit der eigenen Situation. Das Verstehen bleibt immer angewiesen auf das Gespräch und die Erweiterung bzw. Verschiebung der eigenen Sicht durch die Anderen. In dieser Position kann es passieren, dass forcierter Relativismus sich zeigt, der alles in ein gleichgültiges Nebeneinander stellt, so dass keine klare und entschiedene Position vertreten werden kann als nur die, dass eben alles relativ sei, wie beispielsweise bei Oswald Spengler. Aus diesem Relativismus kann

jeder Impuls, besser zu verstehen, zum Erliegen kommen. Auch in dieser Grundüberzeugung zeigen sich unterschiedliche Wege, die zu sehr verschiedenen Methoden des Verstehens führen können, die sich auf Gesprochenes oder Geschriebenes beziehen.

In den Ansprüchen, zu verstehen, lässt sich mal die eine und mal die andere Tendenz verstärkt entdecken. Ein unverrückbarer Absolutheitsanspruch oder ein radikaler Relativismus wird nur sehr selten vertreten. Festzuhalten bleibt, dass das Verstehen des Verstehens auch heute noch nicht an den Punkt gekommen ist, dass wir alle einig darin sind, wie Verstehen zu verstehen ist.

4. *Sprachen lernen*

Bisher wurde die Situation des Verstehens bewusst nur auf eine einzelne natürliche Sprache bezogen. Die Probleme werden deutlich komplizierter, wenn man beginnt eine andere Sprache zu erlernen, die nicht sofort in frühester Kindheit erlernt wurde. Beginnt man mit acht oder zehn Jahren die erste Fremdsprache zu erlernen, so geschieht dies immer in Bezug auf die Sprache, die man bereits in hohem Maße zu sprechen und zu lesen gelernt hat. Erst langsam gewinnt man einen Zugang zu den neuen Wörtern und zu ihrem Gebrauch in der Fremdsprache. Sind die Sprachen in verschiedener Hinsicht miteinander verwandt – wie z. B. Deutsch und Französisch –, so findet man viele parallele Redewendungen, aber auch gravierende Unterschiede in der Grammatik und bei den Unterscheidungsmöglichkeiten anhand der Wörter. So unterscheidet das Deutsche beispielsweise die beiden Wörter Körper und Leib, die im Französischen und auch im Englischen nicht unterschieden werden. In der deutschsprachigen Philosophie ist diese Unterscheidung bereits seit dem 19. Jahrhundert im Rahmen verschiedener Ansätze aktiv genutzt worden, um eine Philosophie des Leibes zu entwickeln. Dies bedeutet natürlich nicht, dass in den Sprachen, in denen diese Unterscheidung nicht vorliegt, diese Gedanken nicht nachvollzogen werden können. Es führt aber dazu, dass in diesen Sprachen entweder neue Wörter oder Wendungen erfunden werden, die diese Unterscheidung aufnehmen. Wird ein Text aus einer Sprache in eine andere übersetzt, so finden häufig Prozesse der Neuschreibung eines Gedankens statt. Denn Übersetzen bedeutet, den Text in einer anderen Sprache neu und anders zu verstehen anhand der Mittel, die in der Zielsprache

gegeben sind. Auch in Bezug auf die verschiedenen Sprachen, dem Erlernen und Übersetzen, finden sich zwei Grundrichtungen im Hinblick auf die Frage nach dem Verstehen:

Die eine Richtung ist prinzipiell der Überzeugung, dass Gedanken bzw. Inhalte ohne größere Verluste bzw. Veränderungen in jeder Sprache zum Ausdruck gebracht werden können – diese Ansicht geht auf Aristoteles zurück –, so dass das Erlernen und auch das Übersetzen nur eine Frage der richtigen Methode ist. Manche Ansätze gehen so weit, im Grunde der verschiedenen Sprachen eine universale Grammatik anzunehmen, die es zu entdecken gilt, wie z.B. Noam Chomsky. Nach dieser Auffassung können alle Äußerungen in den verschiedenen Sprachen in formaler Weise universalgrammatisch reformuliert werden. Dies führte in der Erforschung der Sprachen dazu, dass die Verschiedenheiten der Sprachen weitgehend abgeblendet wurden zugunsten universalgrammatischer Strukturen, die selbst jedoch nur von den Grammatikern dieser Richtung verstanden werden.

Die andere Richtung ist prinzipiell der Überzeugung, dass Gedanken bzw. Inhalte sich verbinden mit den Strukturen der verschiedenen Sprachen und beim Erlernen und beim Übersetzen sich laufend Verschiebungen und Differenzen auch im Gedanken und den Inhalten ergeben. Dies führte in der Erforschung der Sprachen zu der Auffassung, dass beim Fehlen bestimmter Strukturen in einer Sprache bestimmte Gedanken auch nicht gedacht werden können. In dieser Sicht scheinen die Menschen wie eingesperrt in ihre Sprache, ohne Möglichkeit sie zu verlassen.

Die Frage nach dem Verstehen zwischen den Sprachen scheint mir weder universalgrammatisch noch isolatorisch fruchtbar und sinnvoll beantwortbar zu sein. Wie beim Verstehen zwischen Menschen in einer Sprache ist Verstehen zwischen verschiedenen Sprachen ein lebendig-kreativer Prozess, der weder eindeutig sein kann, aber auch nicht völlig willkürlich ist. Verstehen in einer Sprache und zwischen den Sprachen ist selbst wirklichkeitserzeugend und kommt aufgrund der unerschöpflichen Möglichkeiten nie zu einem Ende. Die Welt der Sprache und der Sprachen ist prinzipiell unendlich, dies zeigt nicht nur die Alltagssprache, sondern dies machen auch Literatur und Wissenschaft deutlich.

5. *Sich einleben in die Welt der Texte*

So leben sich Menschen, in denen die Lust an Texten erwacht, ein in die Welt der Texte. Dies kann in einer einzelnen natürlichen Sprache geschehen oder in verschiedenen Sprachen, wobei die Möglichkeiten auch hier begrenzt sind. Niemand kann die über 6000 Sprachen der Welt erlernen und ihre Texte genießen. Allein in einer Sprache ist es unmöglich, alle Texte, die je in dieser Sprache erzeugt wurden, zu lesen. Selbst im Rahmen eines Gebiets bleibt das, was wir lesen, begrenzt. Beginnt man mit 15 oder 16 Jahren die ersten philosophischen Texte zu lesen und macht dies dann zu seinem Lebensinhalt, so kann daraus ein Spezialistentum entstehen, bei dem die Texte eines Autors alle gelesen wurden und zudem viele der Interpretationen, die zu diesen Texten von anderen Menschen geschrieben wurden, auch gelesen werden. Dieser Mensch wird dann seinerseits Texte schreiben zu dem Autor, z. B. zu Kant oder Hegel, und damit sein Verstehen dieser Texte offenlegen in neuen Texten. Mit diesen Texten rückt dieser Mensch ein in eine Tradition des Verstehens bestimmter Texte, so dass sich im Anschluss an bestimmte Texte eine hermeneutische Tradition bildet, die für das Schreiben neuer Texte den Anspruch erhebt, dass die vorhergehenden Texte beim Verstehen einbezogen werden. Diese hermeneutischen Traditionslinien sind häufig in den Geisteswissenschaften zu finden und können ausgehen von einzelnen Autoren oder Autorengruppen. Dabei ist zu beobachten, dass sich Diskussionen zu bestimmten Ausgangstexten in ein Detailproblem verwickeln, ohne dies je lösen zu können. In diesen Diskussionen wird dann deutlich, dass bestimmte sprachliche Unterscheidungen und ein bestimmter Wortgebrauch als Realität genommen werden, die dann in weiteren sprachlichen Unterscheidungen differenziert werden, so dass ein sprachliches Netz entsteht, das nur noch Spezialisten zugänglich ist. Dies ist beispielsweise gegen Ende des Mittelalters geschehen, als die Texte eine solche Komplexität sprachlicher Differenzierungen angenommen hatten, dass der Schnitt, der dann unter anderem durch Descartes vollzogen wurde, mehr als verständlich ist.

Mit Descartes beginnt eine neue Weise des Philosophierens, die sich im Grundansatz zunächst *nicht* auf Texte und sprachliche Unterscheidungen bezieht. Die Urszene der modernen europäischen Philosophie wird von Descartes in den *Meditationen* genau beschrieben. Die Inszenierung des Textes ist dabei insgesamt von hoher Bedeutung. Er beschreibt sich selbst in einer konkret leiblichen Situation,

in der er beginnt, die unbedingt notwendige Voraussetzung für alle Wirklichkeit zu erkunden und zu entdecken. Nachdem er sich über verschiedene Ebenen in die Situation der Selbstbetrachtung eingeübt hat, fällt ihm eine Tätigkeit auf, ohne die nichts von alledem, was er für wirklich hält, gegeben sein würde. Diese Tätigkeit besteht in der *Tätigkeit seines Bewusstseins*. In der deutschen Sprache übersetzen wir das lateinische Wort ›cogitare‹ mit ›denken‹, was die Interpretationen seit langem in eine bestimmte Richtung gedrängt hat. Besäße die deutsche Sprache ein Verb zu dem Substantiv ›Bewusstsein‹, so müsste ›cogitare‹ mit diesem übersetzt werden, wodurch deutlicher würde, dass nicht nur Denken im engeren Sinne gemeint ist, sondern das ›Bewusstseinen‹, das dem Fühlen, Wahrnehmen, Sprechen, Denken, Träumen und allen anderen mit Bewusstsein verbundenen Tätigkeiten als Vollzug zugrunde liegt. Alle, die schon einmal länger in Ruhe ihrer eigenen Bewusstseinstätigkeit gefolgt sind und diese beobachtet haben, wissen, dass sich hier etwas Eigentümliches meldet, das nicht einfach aufgeht im Sprechen darüber, sondern als Aktivität mir selbst vorausgeht.³ Fichte hat es daher die *Tathandlung* genannt, die mein Ich Ich sein lässt. Dies bezieht sich natürlich auch auf mein Sprechen und alle Verwendungsweisen von Sprache, die ohne diese *Tathandlung* im Grunde meiner selbst nicht möglich wären.

Edmund Husserl, der Begründer der Phänomenologie im engen Sinne, war der Überzeugung, dass mit der Entdeckung dieser bestimmten Erfahrungsdimension als Ausgangspunkt des Denkens auch die Phänomenologie mit angestoßen wurde. Die lebendig vollzogene Phänomenologie geht nicht primär von Texten aus,⁴ sondern zunächst von der konkreten Erfahrung des eigenen Bewusstseins und dann im Weiteren von den leiblich-situierten Akten des Lebens und damit von der gesamten Fülle menschlichen Erfahrens. Auch die Sprache bleibt ein ausgezeichneter Horizont des Erfahrens, sie bildet aber nicht den eigentlichen und einzigen Ausgangspunkt der phänomenologischen Forschung.

Zugespitzt möchte ich an dieser Stelle folgenden Unterschied betonen: *Hermeneutik* geht in der Frage nach dem Verstehen primär

³ Vgl. hierzu: Gernot Böhme, *Bewusstseinsformen*, Paderborn 2013.

⁴ Das weiter oben beschriebene Spezialistentum, das sich vor allem auf Texte bezieht, hat sich auch in der Phänomenologie entwickelt. Dies ist aber auch nicht verwunderlich, da das Textuniversum Husserls geradezu verleitet, sich von den konkreten Erfahrungen abzuwenden, um alle Energien dem Textverstehen zuzuwenden.

aus von Gesprochenem und Geschriebenem. Vor allem Texte stehen dabei im Zentrum. *Phänomenologie* geht hingegen von Bewusstseinsvollzügen und leiblich-situiertem Erfahren aus. Vor allem das Bewusstseinsleben in all seinen Facetten und leiblich-sinnliches Erfahren stehen dabei als Ausgangspunkt im Zentrum.

Die Hermeneutik tendiert dazu, das gelebte Leben zugunsten der Texte zu vergessen. Die Phänomenologie tendiert dazu, die Sprache als Medium ihrer Forschung zu unterschätzen oder gar zu vergessen. Gerade aus diesen scharfen Entgegensetzungen wird deutlich, wie sich bestimmte Positionen in der Hermeneutik (wie z. B. Wilhelm Dilthey) dem Leben zuwenden und bestimmte Positionen in der Phänomenologie (wie z. B. Hans Lipps) der Sprache zuwenden. Die Entwicklung beider Ansätze lebt aus dieser Spannung, die aber als deutlich unterschiedliche Tendenz immer im Auge behalten werden muss.

II. Phänomenologie

1. *Sprechen, Schreiben und Lesen als leibliche Erfahrungen*

Hermeneutisches Philosophieren konzentriert sich auf den Akt des Verstehens, so dass primär die Inhalte des zu Verstehenden in den Vordergrund rücken. Es gilt Gesprochenes, Geschriebenes oder – bei erweiterten Formen der Hermeneutik – auch Werke der Kunst zu verstehen.⁵ Indem die Aufmerksamkeit sich dabei auf das Verstehen von Inhalten konzentriert, wird eine andere Ebene, die bei jedem Verstehensakt eine zentrale Rolle spielt, eher ausgeblendet. Bei dieser Ebene handelt es sich um die leiblich-sinnlichen Praktiken, die zudem immer von bestimmten Stimmungen und Gefühlen begleitet werden. Gemäß einer alten europäischen Tradition des Denkens sind Akte des Verstehens und Erkennens so weit wie möglich frei zu halten von Stimmungen, Gefühlen und leiblich-sinnlichen Störungen. Dass es sich bei diesen Ebenen um *konstitutive Akte* für das Verstehen handelt, wird erst deutlich, wenn sich Störungen beim Sprechen, Schreiben oder Lesen einstellen. Hier meldet sich dann etwas, das nicht einfach mit den Verstehensinhalten identifiziert werden kann, aber dennoch die Voraussetzung für jedes Verstehen ist.

⁵ Als allgemeine Einführung in die Hermeneutik sei empfohlen: Karen Joisten, *Phänomenologische Hermeneutik*, Berlin 2009.

Inzwischen haben Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft, Philosophie und andere Disziplinen diese Praktiken längst als konstitutiv entdeckt, so dass Phänomenologien der Stimme und des Sprechens,⁶ des Schreibens⁷ und des Lesens⁸ entstanden sind. Die Phänomenologie hat mit Husserls Diktum ›Zu den Sachen selbst‹ dazu beigetragen, dass zunächst die Praktiken des Bewusstseins (Intentionalität, Zeitbewusstsein, Phantasie, Assoziation u. a.) und später bei anderen Autoren zunehmend auch die leiblich-sinnlichen Praktiken (verschiedene Formen der Wahrnehmung, Wille und Leib) immer mehr ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt sind. Bei Husserl ging es nicht mehr primär darum zu verstehen, ›was etwas ist‹, sondern darum, ›wie‹ und in welcher Weise sich etwas zeigt im Rahmen verschiedener Bewusstseins- und Leibvollzüge. Mit der Phänomenologie werden die *Praktiken des Verstehens* bzw. die *Praktiken des Erfahrens* genauer untersucht unter vollem Einbezug ihrer Einbettung in die konkrete Lebenswelt. Hier deutet sich an, dass zwischen Hermeneutik und Phänomenologie eine Aufmerksamkeitsverschiebung stattgefunden hat, die vor allem auch damit zu tun hat, dass seit Beginn des 19. Jahrhunderts zum einen der Leib und das Sinnlich-Affektive in der Philosophie eine immer größere Rolle spielten, wie z. B. bei Feuerbach, Marx, Kierkegaard und Nietzsche. Zum anderen kann die Phänomenologie aber auch gelesen werden als eine Reaktion auf die Naturwissenschaften, die die Erfahrung und das Empirische immer stärker in den Vordergrund gerückt haben. Die Geburt der Phänomenologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts war nicht einfach. Aber da sich die Phänomenologie von Anfang an eher als eine Bewegung und nicht als eine einheitliche Theorie verstanden hat, sind bis heute weltweit vielfältige Verschiebungen des phänomenologischen Philosophierens zu beobachten.

Von dieser Stelle aus möchte ich noch einmal zurückgehen zur Anfangssituation des Textes, wo ich das Zur-Sprache-Kommen beschrieben habe. Ich möchte diesen anfänglichen Prozess erneut beschreiben und zwar aus der Sicht einer leiblich fundierten Phänomenologie.

⁶ Doris Kolesch, Sybille Krämer (Hg.), *Stimme. Annäherung an ein Phänomen*, Frankfurt/M. 2006.

⁷ Sandro Zanetti (Hg.), *Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte*, Berlin 2012.

⁸ Wolfgang Iser, »Phänomenologie des Lesens«, in: ders., *Der Akt des Lesens*, München 1990, S. 175–355.

2. Vor dem Sprechen lernen: Geburt – Atmen – Gehen

Zwar kommt der Mensch sehr früh mit Sprachlauten in Verbindung, aber um überhaupt Sprechen lernen zu können, bedarf es der Entwicklung des Körpers, der sich im Mutterleib aufgrund komplexer Zellteilungen langsam bildet.⁹ Dabei ist eines der größten Wunder, dass polyvalente Zellen sich nach und nach zu bestimmten Organen bilden, zugleich mit dem Gesamtzusammenhang der Organe und den Funktionen des Körpers. Jedes Einzelne entsteht in direkter Resonanz mit dem Ganzen und umgekehrt. Wenn das Kind im Mutterleib weitgehend herangewachsen ist, fehlen im Grunde nur noch zwei zentrale körperliche Funktionen, die beim Kind mit der Geburt in Gang kommen: Atmen und Verdauen. Mit diesen beiden Funktionen nimmt das Kind Luft und Nahrung auf und verbindet sich hierdurch mit einem ›Außen‹, ohne das es zukünftig nicht mehr leben kann. Haben sich Atmung und Verdauung stabilisiert, so beginnt das Kind seine Muskeln zu entwickeln. Erst durch ungelenkte Bewegungen der Arme und Beine, dann durch erste Versuche sich vom Rücken auf den Bauch zu drehen, dann durch erste Versuche, sich kriechend fortzubewegen. In dieser Phase werden die Muskeln, Knochen, Gelenke, Sehnen und somit der ganze Bewegungsapparat von morgens bis abends trainiert. Hat das Kind die Sitzposition erreicht und zieht sich dann hoch an allem, um stehen zu können, sind die ersten eigenständigen Schritte nicht mehr weit. Gelingt dem Kind das zweibeinige Gehen, so hat es für sich nicht nur ein Ganzkörpergefühl entwickelt, sondern auch ein Gleichgewichtsgefühl, so dass die Welt in neuer Weise zugänglich wird.

In dieser Phase bildet sich der Körper des Kindes und wächst in hoher Geschwindigkeit. Durch die körperliche Entwicklung erhält das Kind ständige Impulse für neue Möglichkeiten, die es ergreifen kann oder nicht. Somit setzt schon in dieser frühen Phase etwas ein, das in der deutschsprachigen Phänomenologie die Entfaltung der *Leiblichkeit* genannt wird. Ohne an dieser Stelle ausführlich auf die möglichen Interpretationen der Unterscheidung zwischen Körper und Leib einzugehen, möchte ich hier die Entfaltung der Leiblichkeit mit der Ebene kultureller Praktiken in Verbindung bringen. Somit ist mit *Körper* die Dimension bezeichnet, die ganz eingebettet ist in physika-

⁹ Vgl. hierzu: Rudolf zur Lippe, *Sinnenbewußtsein. Grundlegung einer anthropologischen Ästhetik*, Reinbek bei Hamburg 1987.

lisch-biologisch-chemische Prozesse. Mit *Leib* bezeichne ich die Dimension, die durch kulturelle Praktiken entsteht und gestaltet wird. Beide Ebenen greifen dabei so sehr ineinander, dass sie nicht immer leicht zu unterscheiden sind. Beispielsweise rufen körperliche Krankheiten direkt und unmittelbar Reaktionen auf der Ebene der Leiblichkeit hervor in dem Sinne, dass jeder Einzelne versucht, auf diese mit kulturellen Praktiken zu reagieren. Auch beim Gehenlernen ist Ähnliches zu beobachten. Auf das körperliche Wachstum und die damit einhergehenden körperlichen Möglichkeiten reagieren das Kind oder auch die Eltern mit kulturellen Praktiken. Eine Praxis, die häufig zu beobachten ist, besteht darin, dem Kind beim Laufenlernen zu helfen oder es in Positionen zu bringen, die es selbst noch nicht beherrscht. Die Erwachsenen ›meinen es gut‹, wenn sie dem ›bedürftigen‹ Kind versuchen zu helfen. Einige Bewegungspädagogen sind jedoch der Ansicht, dass durch diese kulturelle Praxis die muskuläre Entwicklung und die ›Eigenständigkeit‹ des Kindes schon früh gestört werden.¹⁰ Denn wenn das Kind erst spät das körperlich-leibliche Gefühl hat, alle Bewegungen eigenständig zu *können*, dann kann sich daraus ein grundlegendes Problem für die weitere Entwicklung des Körpers und des Leibes ergeben und damit für das Selbstgefühl insgesamt.

An dieser Stelle sei noch erwähnt, dass Logopäden inzwischen von einem direkten Zusammenhang von Bewegungsentwicklung und Sprachentwicklung ausgehen, so dass Sprachstörungen zunächst auf der Ebene der gesamtkörperlichen Bewegungsentwicklung behandelt werden. Hier zeigt sich eine tiefe Verbundenheit von leiblicher Praxis und Sprachpraxis, die durch die Phänomenologie in die Aufmerksamkeit gerückt werden kann. Das Feld leiblicher Entfaltungen reicht aber noch sehr viel weiter.

3. *Leibliche Entfaltung von Welt*

Sinnlichkeit ist das Offenstehen von Welt und damit eine primäre Dimension leiblicher Entfaltung. Geht man hierbei zunächst von den in Europa seit Aristoteles festliegenden ›fünf Sinnen‹ aus, so entfalten sich im Regelfall auf körperlicher Ebene folgende Sinnesorga-

¹⁰ Emmi Pikler, *Laß mir Zeit. Die freie Bewegungsentwicklung des Kindes bis zum freien Gehen*, München 2001.